



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schemann, Ludwig: Gobineau über Deutsche und Franzosen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Gobineau über Deutsche und Franzosen

Von Prof. Dr. Ludwig Schemann



iederholt während des jetzigen Krieges gefragt, wie wohl Gobineau zu diesem und zu uns sich gestellt haben würde, und von befreundeter Seite eindringlich aufgefordert, ihn, wie es mit andern Geistesmächtigen wohl geschehen, als Zeugen für uns heranzuziehen, habe ich solchen Anfragen und Aufforderungen gegenüber bisher, wenigstens vor der Öffentlichkeit, Zurückhaltung bewahren zu sollen geglaubt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil ich der Meinung war, Gobineaus Verhältnis zu den Deutschen und zum Deutschtum in einer Reihe früherer, noch dazu in Buchform vorliegender Schriften so gründlich, allseitig und unanfechtbar festgestellt und aus den Quellen belegt zu haben, daß alles weitere über den Gegenstand fortan nur als Wiederholung erscheinen könnte*). Wenn ich dennoch zu diesem hier nochmals das Wort ergreife, so geschieht es, weil gerade neuesterdinge von Gobineau allernächst stehender Seite versucht worden ist, die von mir begründete und in Deutschland jetzt allgemein verbreitete Auffassung anzufechten, ja in ihrem Kern zu erschüttern. Ich werde unter diesen Umständen nicht umhin können, das Wesentliche meiner früheren Darlegungen nochmals kurz zusammenzufassen, habe mich aber nunmehr, der Zeit Rechnung tragend, entschlossen, jene durch ein bedeutsames Neues zu erweitern, das eigentlich seine Stelle erst im Schlußbände der Biographie hätte finden sollen, im gegenwärtigen Augenblick aber durch die vielen interessanten und schlagenden Parallelen, die es an die Hand gibt, noch weit unmittelbarer wirken dürfte: nämlich durch Mitteilungen über Gobineaus Erlebnisse während des Krieges 1870/71 und vor allem durch die Analyse seiner bisher völlig unbekanntten Schrift über diesen Krieg.

Ehe ich aber zu diesen Dingen übergehe, liegt es mir ob, den erwähnten Versuch, der Stellung Gobineaus zu unserem Vaterlande ein von Grund aus

*) Ich verweise hier in erster Linie auf die ganz unserem Thema gewidmete Schrift „Gobineau und die deutsche Kultur“. Leipzig, Fr. Eckardt, 1910. Demnächst auf den ersten Band der Biographie „Gobineau“, Straßburg, Trübner, 1913, nebst dem Beiband „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus“, ebenda 1914. Auch in dem früher erschienenen „Gobineaus Massenwerk, Aktenstücke und Betrachtungen“, Stuttgart, Frommann, 1910, findet sich manches Beachtenswerte hierfür.

anderes, ja umgekehrtes Ansehen zu geben, zurückzuweisen. Schwer ist dies nicht, wenn auch zunächst der Umstand, daß die eigene Tochter Gobineaus es ist, welche ihren Vater von uns loszureißen unternimmt, deren Worten in den Augen Unbelehrter einen gewissen Nimbus verleihen dürfte.

Zahrelang habe ich mich bei meinen biographischen und sonstigen Arbeiten über Gobineau der wohlwollendsten und nutzbringendsten Förderung durch die Genannte, Frau Baronin von Guldenchrone, zu erfreuen gehabt. Da kam der Krieg, der ihr, wie den meisten nichtdeutschen Zeitgenossen, nur in der uns allen ja bekannten Beleuchtung dargestellt wurde, und unsere angeblich durch die „Zerstörung Löwens“ begangenen Vandalismen boten ihr den Anlaß, sich von dem Geisteswerke, das vor einundzwanzig Jahren sich in der Gobineau-Vereinigung verkörpert und seitdem den Ruhm des Schöpfers des Versuches über die Ungleichheit der Menschenrassen und der Renaissance weithin ausgebreitet hat, entrüstet zurückzuziehen. Jetzt will sie in einem offenen Brief an den *Temps**) dartun, daß die enge Verkettung Gobineaus mit Deutschland überhaupt zu Unrecht stattgefunden habe, nur auf einem Mißverstehen beruhe; daß Gobineau eine sehr geringe Meinung von den Deutschen gehabt, und daß eine Bewunderung vielmehr England gegolten habe, „woraus ihm das heutige Frankreich keinen Vorwurf werde machen können.“

Um letzteren Punkt beiläufig abzutun, so ist durchaus zuzugeben, daß Gobineau, im Banne seiner anthropologischen — germanischen — Geschichtsauffassung, die Engländer sehr hoch geschätzt hat. Das viele Große, das die englische Geschichte in jedem Falle einschließt, hat ihm — und wie vielen mit ihm! — vielleicht etwas zu einseitig, Eindruck gemacht. Wenn es aber in dem erwähnten Briefe heißt, er habe in den Angelsachsen „das Ideal der germanischen Rasse, deren edelsten und besterhaltenen Bestandteil“ gesehen, so ist das entschieden unrichtig. Den besterhaltenen, ja! den edelsten, nein! Band IV, Seite 201 des „*Essai sur l'inégalité des races humaines*“ (Deutsche Ausgabe Band 4, Seite 199) sagt er gerade umgekehrt: „Das britische Reich sei weder das glänzendste noch das menschlichste noch das edelste der europäischen Reiche gewesen“, und unmittelbar darauf schränkt er sogar das Prädikat verhältnismäßig reinen Germanentums durch Aufzählung vieler entgermanisierender Momente, welche schon damals, vor sechzig Jahren, wirksam waren und seitdem stetig zugenommen haben, zum mindesten stark ein.

Wie wenig blind Gobineau im übrigen für die dunklen Seiten des Britentums war, klang schon in den soeben zitierten Worten von ferne an. Deutlicher erhellt es zum Beispiel aus seiner scharfen Beurteilung der Innenpolitik Englands (im Wortlaut mitgeteilt „*Quellen und Untersuchungen*“ usw., Band I,

*) Dieses französische Blatt, das früher wiederholt Gutes über Gobineau gebracht hat, ist mir zurzeit aus begreiflichen Gründen nicht zugänglich. So ist mir auch der in Frage stehende Brief nur in italienischer Übersetzung (im *Marzocco* vom 17. Januar), die aber einen durchaus zuverlässigen Eindruck macht, bekannt geworden.

Seite 177 ff.). Und wie klar er sich vollends über das Abnorme und für ganz Europa Verhängnisvolle eines englischen Übergewichtes gewesen ist, lehrt sein schon im September 1843 geprägtes Wort: „England kann sich nur dann an der Spitze der europäischen Welt befinden, wenn diese aus ihren normalen Daseinsbedingungen heraustritt“ — ein Wort, das er den europäischen Völkern von heute noch mehr als denen von damals ins Stammbuch geschrieben zu haben scheint, und neben das seine Landsleute das andere, im gleichen Aufsatze sich findende, halten mögen, „man könne es als Grundsatz, als unwiderlegliche Maxime fassen, daß die Interessen Frankreichs und Englands nichts gemein hätten.“

Und sollte er gleichwohl in späterer Zeit neben solchen Erkenntnissen noch Illusionen über den inneren Wert des England seiner Tage gehegt haben, so dürfte sie ihm ein Brief eines seiner nächsten Freunde, Lord Lyttons (Sohnes des großen Romandichters Bulwer Lytton und späteren Vizekönigs von Indien), benommen haben, der ihm angeichts des furchtbaren moralischen Zusammenbruchs Frankreichs im November 1870 schrieb, „daß England, wenn die Vorsehung ihm eine ähnliche Prüfung auferlegen sollte, wie jetzt Frankreich, sie ebenso wenig bestehen würde, da auch bei ihm nur die Anarchie im Grunde, und Lüge und Feigheit auf der Oberfläche zu finden seien“ — eine Weissagung, die sich heute vor unseren Augen in erschreckender Weise zu erfüllen beginnt.

Aber genug hiervon, und nun zur Hauptsache, zu uns selbst!

Frau von Guldencrone will des öfteren von ihrem Vater gehört haben, daß er „die deutsche Nation als ein heterogenes Gemisch minderwertiger Elemente betrachtet habe.“ Für uns steht es natürlich fest, daß dergleichen mündlich hingeworfene Äußerungen, bei denen alles auf den Wortlaut ankommt, solange nicht die Spur einer Beweiskraft haben, als sie nicht in den öffentlichen Rundgebungen des betreffenden Autors eine Stütze finden. Man braucht aber nur die Hauptstelle des Essai über Deutschland (T. IV., 172 bis 175, deutsche Ausgabe, Band 4, Seite 176 bis 178) anzusehen, um zu erkennen, wie sehr die obige Wendung, gelinde gesagt, an Übertreibung leidet. Als Gobineau diese Stelle niederschrieb — es war in dem Frankfurt des Bundestages von 1854, also einem Milteu, das ohnehin auf alles Deutsche unwillkürlich drücken mußte —, stand er mehr als je wieder in seinem Leben unter dem Einfluß einer allbeherrschenden Doctrin, welche für ihn in der Verherrlichung des Reingermanischen gipfelte, so daß er den Mischgestaltungen des germanischen Blutes weniger gerecht zu werden vermochte. An dem genannten Orte nun führt er aus, daß wir nach den Auswanderungen der germanischen und Einwanderungen der slawischen Stämme eine sehr starke Schwächung des germanischen Elementes erfahren hätten, welches geschlossen nur in Friesland, Westfalen, Hannover und den Rheingegenden verblieben sei, während die übrigen Landschaften Deutschlands durch und durch gemischt, stark slawisch und feltisch durchsetzt in die eigentliche deutsche Geschichte eingetreten seien. Da Gobineau die letztgenannten Stämme zweifellos hinter die Germanen zurückstellt, so liegt in dieser auf exakt-anthro-

pologischem Wege inzwischen längst bestätigten Diagnose in gewissem Sinne allerdings für die ostdeutschen und süddeutschen Gebiete eine Mindereinschätzung gegenüber Völkern, die sich reiner germanisch erhalten hätten, wie Skandinavier und Briten, bei denen ihn vorwiegend das normännische Element anzog und blendete. Aber seiner Theorie zum Trotz hat er vorher wie nachher unserem wahren Blutswerte mehr als eine Huldigung dargebracht (wofür die vorerwähnten Quellenwerke reiche Belege bringen), vor allem aber durch die Praxis, durch andauernde verständnisvolle Vertiefung in deutsches Wesen kundgetan, wie hoch er dieses stelle.

Man darf in Wahrheit sagen, daß Gobineau wie für die Deutschen prädestiniert war. Kraft eines angeborenen Instinkts wählte und fand er in jungen wie in alten Jahren seine nächsten und bedeutendsten Freunde vorwiegend in der deutschen Welt: sein „Hylades“ Germann Bohn, Ary Scheffer, Adelbert Keller, Prolesch-Osten, Richard Wagner waren deutschen Geblüts. Diese enge persönliche Verbindung ward ihm schon sehr früh ein Anlaß, unsere Entwicklung auf den verschiedensten Gebieten mit warmem Interesse zu verfolgen, die Perspektiven unserer Zukunft aufzurollen. Um nur ein besonders sprechendes Beispiel aus den zahlreichen Studien, die er uns unter dem Julikönigtume gewidmet hat, anzuführen: wie eigen mutet es heute an, zu sehen, wie ernstlich dieser junge Denker sich schon vor siebzig Jahren unsere Lebensfragen von heute, die Auswanderungs- und Kolonialfragen, hat angelegen sein lassen, wie er unter anderem — zur Beschämung wie vieler Deutscher! — der ersten einer war, die Friedrich List die gebührende Beachtung schenkten!

Daß Gobineau in der poetischen Literatur, in der Musik der Deutschen nicht minder wie in der heimischen zu Hause war, bezeugen zahlreiche Stellen seiner Werke wie seiner Briefe. Wissenschaftlich bekannte er sich (in einem Briefe an einen französischen Landsmann) mit Stolz zu den strengen Grundsätzen der deutschen Schule, und sein Hauptwerk, das Buch über die Menschenrassen, baut sich zum weitaus überwiegenden Teile auf den Forschungsergebnissen der deutschen Wissenschaft auf. Als einen Dankesakt für das viele, das er dieser schulde, bezeichnet er selbst die Veröffentlichung einer philosophischen Arbeit in einer deutschen Zeitschrift (1868), und gegen Ende seines Lebens hat er in dem Maße mehr und mehr an die Deutschen als das eigentliche Publikum seiner letzten Arbeiten gedacht, als er sich den eigenen Landsleuten mit seinen intimsten Gedanken und Absichten entfremdet sah.

Gobineau betrachtete also, wie ein berühmter englischer Staatsmann unserer Tage, Deutschland als seine geistige Heimat. Aber er schrak nicht, wie dieser, vor den Konsequenzen und Verpflichtungen, welche diese seine Überzeugung mit sich brachte, zurück: er hatte den Mut, auch als nach 1870 der deutsche Name in seinem Vaterlande den schlimmsten Klang angenommen hatte, der engsten geistigen Verbindung beider Länder das Wort zu reden und vorzuarbeiten und seine Landsleute zu ermahnen, daß sie bei dem Volke, das noch vor kurzem ihr Feind

gewesen, nach möglichst vielen Seiten in die Schule gehen möchten. Er hat sich dadurch viel Verkenntung zugezogen, und bis heute vermag kein französischer Nationalist anders als mit tiefem Groll und in der absprechendsten Weise über ihn zu reden: er gilt als ein Abtrünniger und bleibt als solcher versemnt, während er in Wahrheit nur die uns Deutschen so ganz anders geläufige Eigenschaft des Universalismus, des Versenkens in fremde Art bewährt, und die daraus wie von selbst entspringende Tugend der Gerechtigkeit geübt hat, so daß dem wahren Gobineau derjenige, der ihm seine enge Zusammengehörigkeit mit Deutschland absprechen will, wie es seine Tochter getan, schlimmer zu nahe tritt, als wer sie ihm vormirft, wie es — von im übrigen durchaus zu würdigenden Gesichtspunkten aus — die französischen Patrioten tun.

Nein, es bleibt dabei: das Verständnis und die Liebe, welche die Deutschen ihm in so reichem Maße entgegengebracht haben, hat Gobineau als erster ihnen gewidmet. Dieser Endeseindruck kann auch nicht geschmälert, vielmehr eher noch verstärkt werden, wenn wir uns nunmehr dem zweiten, für die Öffentlichkeit neuen Gegenstand unserer Betrachtung: „Gobineau während des Krieges 1870/71, und vor allem über diesen Krieg“, zuwenden.

Gobineau war einer von den wenigen in seinem Vaterlande, welche die damals eingetretenen Ereignisse vorausgesehen haben. In den langjährigen Verührungen mit den Regierenden war ihm das Vertrauen in diese gründlich erschüttert worden; auch im Volke hatte er Fäulnis- und Entartungserscheinungen wahrgenommen, welche ihn für dieses beim Zusammenstoße mit einem Gegner, dessen vollen Wert gerade er kannte und würdigte, das schlimmste ahnen ließen. So konnte er, als dies schlimmste wirklich eingetroffen war, gegen einen französischen Freund sich äußern: „Ich glaube, daß ich der wenigst erstaunte unter allen Franzosen bin, da ich niemals an dem, was sich jetzt ereignet, gezweifelt habe, und mich auf noch besseres gefaßt halte.“ und der schon erwähnte englische ihm während des Krieges schreiben: „Wie tausendfach Sie recht hatten, und wie klar Sie blickten! . . . Sie sind der einzige, der die Wahrheit nicht fürchtet, und der sie sagt. Es ist herzerreißend zu sehen, wie ein ganzes Volk sich von Lügen nährt und mit Phrasen bezahlt macht — usque ad nauseam.“

Während in der Tat die meisten seiner Landsleute ihr Heil in der Lüge suchten, ward sich Gobineau mit dem Fortschreiten des Unheils nur immer unerbittlicher über die ganze Wahrheit klar. „Wissen Sie wohl,“ schreibt er an Prolesch im Dezember 1870, „daß das Schlimmste für dieses unglückliche Land nicht die Preußen, die Sachsen, die Bayern und Württemberger sind: das Meene Tefel Phares steht an der Wand!“ Und wieder und wieder weist er seinem Volke ein rettungsloses Verderben, wenn es nicht, anstatt alles auf die Führenden abzuwälzen, in den eigenen Busen greifen und seine moralische Verfassung von Grund aus umwandeln wolle.

Was er im Verlaufe des Krieges zu sehen bekam, ließ sich freilich wenig genug hiernach an. Auf Schritt und Tritt stieß er da auf Kopslosigkeit und

Bewahrlosungen von seiten der Heeresleitung und -verwaltung, auf unmilitärisches und unpatriotisches Gebahren der Mobil- und Nationalgarden, auf das theatralische Auftreten, die banditenhaften Ausschreitungen und Zuchtlosigkeiten der Franktireurs, auf die völlige Haltlosigkeit im Volke, die Auswüchse der Spionagesucht, die Ansätze zum Anarchismus.

Über nichts aber konnte er sich so empören, wie über die Lügengewebe, in die man während der ganzen Dauer des Krieges von oben herab sich und das Volk verstrickte, und die namentlich unter Gambetta sich wahrhaft ins Ungeheuerliche verloren. Das gilt von den gegen die Deutschen ausgestreuten haarsträubenden Verleumdungen und Verdächtigungen reichlich so sehr, wie von den Rodomontaden und Fälschungen in betreff des eigenen Tuns. Gobineau hat keine Gelegenheit versäumt, jenen Verleumdungen entgegenzutreten und seinen Freunden das mehr als korrekte, rücksichtsvolle Auftreten der deutschen Offiziere und die gute Haltung ihrer Truppen zu rühmen. Einen derartigen Brief teilte Lord Lytton dem deutschen Kronprinzen mit, der sich (wie Lytton am 10. Mai 1871 an Gobineau schreibt) „angefichts der in ganz Europa über die Deutschen verbreiteten Lügenberichte über dieses vereinzelte Zeugnis gerade eines so hochstehenden Mannes höchst dankbar geäußert und es besonders tröstlich gefunden habe.“

Dem entsprechend gestalteten sich auch ausnahmslos die persönlichen Beziehungen, in welche Gobineau während des Krieges zu den deutschen Truppen zu treten hatte. Er hat einem der jungen Gardeulanenoffiziere, die später wochenlang bei ihm im Schlosse gelegen haben, das Leben gerettet, indem er ihn bei einem Patrouillenritt vor einer ihm nächtlicher Weile aufslauernden Franktireurbande warnte, wie er umgekehrt bei einer anderen Gelegenheit den Herzog von Chartres, der als einfacher Kapitän unter dem Namen Robert le Fort an dem Feldzuge in der Normandie teilnahm, von einem unbesonnenen Zuge nach Trze abhielt, der ihm unbedingt hätte verhängnisvoll werden müssen. Ein schönes Beispiel, wie er, ein Nachkomme Mélacs, mit einem der bei ihm einquartierten Offiziere, der seinerseits ein Nachkomme Lillys war, sehr im Gegensatz zu diesen beiden Kriegswüterichen zur Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung harmonisch zusammengewirkt habe, erzählt er selbst später an Keller (Juni 1872). In den jungen Edelknechten von der preussischen Gardelavallerie, die ihm, trotz des Feindesrockes, den sie trugen, als echte Germanensprossen, die sie waren, im Innersten sympathisch sein mußten, vermochte er es über sich nicht sowohl die Zwangsinsassen als die — wenn auch unwillkommenen — Gäste seines Hauses zu sehen und ihnen voll Würde und Unbefangtheit, immer frisch und anregend, mit der ganzen Feinheit seiner welt- wie edelmännischen Formen als Wirt gegenüberzutreten. Und jene wiederum haben damals dem Zauber des großen Mannes so wenig wie irgend jemand zu widerstehen vermocht. Sie haben ihm dankbare Anhänglichkeit und Verehrung bis in späte Tage bewahrt, und einzelne von ihnen sind in dauernder freundschaftlicher Verbindung mit ihm geblieben.

Es ist klar, daß alle die hier aufgezählten Dinge, in denen wir ruhig die Beweise einer nur bei einem Manne so seltener Art denkbaren Großherzigkeit und Wahrheitsliebe erblicken dürfen, seinem Volke in einem ganz anderen Lichte erscheinen mußten, und in der Tat wurde schon bald der Vorwurf von verständnislosen Verkleinerern gegen ihn erhoben, er habe während des Krieges „zu gut deutsch gesprochen“, von wo bis zu dem eines Einverständnisses mit den Preußen nur ein kleiner Schritt war. Schon bald nach dem Kriege sah sich so Gobineau zu öffentlichen Rechtfertigungen und Klarstellungen gezwungen, die sich freilich nur auf sein äußeres, öffentliches Verhalten beziehen und die allzu offenkundige Tatsache, daß er als Patriot seinen Mann gestanden, auch für den Blödesten außer Zweifel setzen konnten, die inneren Seelenvorgänge dagegen, die immer entschiedener zum Deutschtum, dessen wertvolle und vorbildliche Seiten ihm eben damals aus den kriegerischen, politischen und geistigen Leistungen des deutschen Volkes und Heeres anschaulich aufgingen und in dessen Fahrwasser er daher das eigene Volk am liebsten gebracht hätte, sowie die beginnende Abkehr von diesem letzteren, naturgemäß aus dem Spiele ließen.

Diese Abkehr, der ganze Gegensatz, in welchen Gobineau in seiner letzten Lebenszeit zu seinem Volke, richtiger: zu den Bahnen, die dieses eingeschlagen, geraten ist, spiegelt sich dagegen nach allen Seiten und nach seinen tiefsten Gründen in den Aufzeichnungen, welche er unmittelbar während des Krieges niedergeschrieben und uns handschriftlich hinterlassen hat. Da sie einen reichlich so wichtigen Beitrag zur Psychologie des Franzosentums wie zu der Gobineaus darstellen, so dürfte sich eine eingehendere Analyse derselben hier unbedingt lohnen.

Da er nicht hoffen konnte, mit dieser Schilderung des Franzosentums in seinem Niedergange in seinem Vaterlande durchzubringen und auch in Deutschland, an das er dachte, sich kaum Aussicht auf Veröffentlichung zeigte, so ist diese Schrift, die er mit Recht selbst als ersten Ranges betrachtete, leider Fragment geblieben*).

Sie zerfällt in zwei Abteilungen (beide unvollendet), deren erste die Vorgeschichte und die Ursachen, deren zweite die Ereignisse des Krieges in Gobineaus Beleuchtung und mit besonderer Berücksichtigung des in seiner Nähe Vorgefallenen behandelt.

(Schluß folgt)

*) Einen Titel hat sie im Manuskript nicht, dieser mußte daher unter Verwertung einer Wendung des Eingangssatzes („Ce qui est arrivé à la France en 1870“) hergestellt werden. Das Manuskript befindet sich in der Gobineausammlung der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. Eine Veröffentlichung war, mit den übrigen nachgelassenen historischen und politisch-anthropologischen Schriften Gobineaus, für dieses Jahr in Aussicht genommen, mußte aber wegen des Krieges vertagt werden.